

Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

Abonnementpreis pro Monat inkl. Bringerlohn 70 Pfg., bei Selbstabholung 60 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage „Neue Welt“ inkl. Bringerlohn 80 Pfg., bei Selbstabholung 70 Pfg. — Durch die Post bezogen (Postzeitungsliste Nr. 4527) vierteljährlich 2.10 Mk., für 2 Monate 1.40 Mk., für 1 Monat 70 Pfg. exkl. Bestellgeb.

Redaktion: Tauchaer Str. 19/21.
Telegraphen-Adresse: Volkszeitung, Leipzig.
Telephon 2721.
Sprechstunde: 6—7 Uhr abends.

Inserate werden die 5spaltige Beilagszeile oder deren Raum mit 25 Pfg., für Gewerkschaften, politische und gemeinnützige Vereine mit 20 Pfg. berechnet. Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Beitrag ist im voraus zu bezahlen. — Schluß der Annahme von Inseraten für die fällige Nummer früh 9 Uhr. — Ausgegebene Inserate können nicht wieder zurückgezogen werden.

Die Leipziger Volkszeitung erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag und Expedition: Tauchaer Straße 19/21, Geschäftszeit 8—12 und 2—7 Uhr, Sonn- und Feiertags geschlossen

Für gleiche Arbeit gleichen Lohn.

* Leipzig, 18. Dezember.

Eine bekannte Forderung, die wir insbesondere auf dem Gebiete der Frauenarbeit erheben, ist die: der Kapitalist soll nicht die Frauen (und Kinder) noch stärker ausbeuten als die Männer; er soll ohne Rücksicht darauf, wer der Arbeitende ist, für gleiche Arbeit den gleichen Lohn zahlen. Wir haben eingesehen, daß es ein Unsinn ist, zu verlangen, die Frau solle am häuslichen Herd bleiben. Nicht nur wird sie aus wirtschaftlichen Gründen aus dem Hause hinaus ins Erwerbsleben gedrängt, sondern sie hat auch dasselbe Recht wie der Mann, am öffentlichen Leben sich zu beteiligen, und ist ein wertvoller Bundesgenosse (oder kann es wenigstens sein) im Kampfe für die Befreiung des Proletariats, ein Bundesgenosse, auf den wir nicht verzichten wollen. Die schädlichen Folgen der Frauenarbeit rühren nicht daher, daß die Frau arbeitet, sondern nur daher, daß der Kapitalist ihr gegenüber seine Macht noch mehr mißbraucht und sie noch stärker ausbeutet als den Mann.

Auch sonst ist es ein Gebot der Gerechtigkeit, daß für gleiche Arbeit der gleiche Lohn gezahlt wird, und wir erheben diese Forderung um so mehr, als die verschiedene Abstufung der Löhne den Kapitalisten ein beliebtes Mittel ist, Zwiethracht unter den Arbeitern selbst zu säen.

Diese durchaus richtige Forderung hat nun in Bezug auf unsere theoretischen Grundbegriffe einiges Mißverständnis hervorgerufen. Man nimmt vielfach an, die Sozialdemokratie erstrebe einen Zustand, in welchem entweder überhaupt jedermann den gleichen Lohn erhält (weil doch eine Arbeit nicht mehr wert sein könne als die andere) oder in welchem wenigstens für die gleiche Arbeitszeit immer derselbe Lohn gezahlt werde. Eine Stunde Arbeit = eine Stunde Lohn, welcher Art sie auch sei — dies hält man vielfach für den wichtigsten Grundsatz des Sozialismus, und die Ungerechtigkeit der gegenwärtigen Gesellschaftsordnung soll nach dieser Anschauung gerade darin bestehen, daß für die gleiche Arbeitszeit nicht stets derselbe Lohn gezahlt wird. Diese Ungerechtigkeit zu beseitigen, sei die Aufgabe des Sozialismus.

Diese Anschauung beruht auf der richtigen Erkenntnis, daß der Wert nichts anderes ist als Arbeit, und auf der falschen Annahme, daß der Wert gemessen wird durch die Arbeitszeit. Es wird angenommen: jede Ware ist so viel wert, wie Arbeit in ihr steckt, und dieser ganze Wert gebührt dem, der die Arbeit geleistet hat, und zwar

gemessen an der Anzahl Stunden, welche die Arbeit erfordert hat.

Das letztere ist wider alle Logik. Man kann niemals ein Ding durch ein anderes messen, sondern immer nur durch einen Teil von sich selbst. Drei Meter Stoff z. B. bedeutet dreimal ein Meter von demselben Stoff; sechs Liter Wasser sind gemessen nicht durch einen Liter, sondern durch einen Liter Wasser, nicht durch das metallene Gefäß, sondern durch das Wasser, das darin ist. Wie groß der Unterschied ist, zeigt die Erwägung, daß z. B. ein Liter Öl oder Syrup ein ganz anderes Quantum darstellt als ein Liter Wasser, wie auch ein Meter Holz ganz etwas anderes ist als ein Meter Stoff. Um also einen Gegenstand zu messen, teilt man ein bestimmtes Quantum davon ab, klein genug, um es mit einem Blick überschauen zu können, und nimmt es als Maßeinheit. Genau so muß man es mit dem Wert machen. Wert ist Arbeit, kann also nicht durch irgend etwas anderes gemessen werden, als eben durch Arbeit, durch ein so kleines Quantum Arbeit, das mit einem Blick übersehen werden kann.

Das thut denn auch in der That — nicht etwa der Sozialismus, sondern die kapitalistische Gesellschaft. Als Maßeinheit nimmt sie nicht etwa die Arbeitsstunde, sondern diejenige Menge Arbeit, die in einer Stunde verrichtet wird, gerade wie man als Maßeinheit des Wassers nicht den Liter benutzt, sondern diejenige Menge Wasser, die in einen Liter hineingeht.

Nun hat aber die Sache einen Haken. Die Menge Wasser, die in einen Liter hineingeht, ist immer dieselbe; die Menge Arbeit aber, die in einer Stunde verrichtet wird, ist durchaus nicht immer dieselbe; es kommt auf ihre Intensität an. Deshalb ist es unmöglich, die Arbeit, die in einer Ware steckt, durch so und so viel Stunden auszudrücken. Das würde keinen Sinn haben, weil eben die Menge Arbeit, die in einer Stunde verrichtet wird, bei den verschiedenen Arbeiten ganz verschieden ist und sogar bei derselben Arbeit fortwährend wechselt. Infolgedessen ist es nicht möglich, den Wert einer Ware abzuwägen (an und für sich) anzugeben.

Wirklicherweise hat aber die kapitalistische Gesellschaft das auch gar nicht nötig. Ihr genügt es, zu wissen, wieviel eine Ware wert ist (d. h. wieviel Arbeit in ihr steckt) relativ (im Verhältnis) zu anderen Waren. Ein Vergleich mag das erläutern: Wenn ein Dorf irgendwo im Gebirge liegt, 1500 Meter über dem Meeresspiegel, und das nächste liegt noch höher, 1600 Meter hoch, so ist für den Verkehr zwischen beiden Dörfern ihre absolute Höhe ganz gleichgültig; für die Bewohner des ersten

Dorfes liegt das zweite 100 Meter hoch; ihnen genügt es, diese relative Höhe zu kennen; für die Zwecke ihres Verkehrs ist die Kenntnis der absoluten Höhe — diese sei nun 1500 Meter oder 5000 Meter — überflüssig. Ebenso kann die kapitalistische Gesellschaft auf die Kenntnis des absoluten Wertes der Waren verzichten; für die Zwecke ihrer Wirtschaft genügt es, zu wissen, um wieviel die eine Ware mehr oder weniger wert ist als die andere.

Die Aufgabe nun, den relativen Wert der Waren auszudrücken, ist offenbar für jeden einzelnen Menschen unlösbar, und wenn er der größte sozialistische Theoretiker wäre. Es ist auch unserem Marx nicht eingefallen, zu sagen: die kapitalistische Gesellschaft mißt den Wert der Waren falsch und ich, Marx, messe ihn richtig. Sondern ganz im Gegenteil, er hat entdeckt, daß gerade die kapitalistische Gesellschaft den Wert jeder Ware auf die eben dargelegte Art mißt und ihn relativ (im Verhältnis zu den Werten der anderen Waren) ausdrückt, wenn sich ihre einzelnen Mitglieder dessen freilich auch nicht bewußt sind. Jeder tüchtige Kaufmann kennt den relativen Wert seiner Waren ganz genau. Er ist sich allerdings nicht bewußt, daß das, was er Wert nennt, in Wirklichkeit nichts anderes ist als die Menge Arbeit, die in den Waren steckt. Darum ist es aber doch wahr, daß er, wenn er die relativen Werte zweier Waren ausdrückt, nichts weiter thut als die Arbeitsmengen, die in ihnen stecken, mit einander in Beziehung zu setzen.

Also mit einem Wort: die von Marx aufgestellte sozialistische Lehre vom Wert will keine Anweisung auf die Zukunft geben, sie will nicht vorschreiben, wie die Sozialisten es in Zukunft machen sollen; sondern sie sagt nur mit düren Worten, wie es die kapitalistische Gesellschaft in der Gegenwart wirklich macht. Wie es denn überhaupt nicht Aufgabe der Wissenschaft ist, in Zukunftsströmereien zu schwelgen, sondern lediglich die Erkenntnis dessen zu suchen, was vorhanden ist, und nur hieraus Schlüsse zu ziehen.

Aber, wird man einwenden, das ist doch nicht richtig; die kapitalistische Gesellschaft zahlt doch eben nicht für gleiche Arbeit gleichen Lohn, sonst bräuchten wir es doch nicht erst zu fordern. — Rein, das thut sie freilich nicht, und es liegt allerdings eine große Ungerechtigkeit darin, daß häufig für eine ganz geringe Arbeitsleistung weit mehr bezahlt wird als für schwere Arbeit. Aber der wissenschaftliche Sozialismus hält sich nicht damit auf, der kapitalistischen Gesellschaft ihre Ungerechtigkeiten vorzuwerfen, sondern er sucht deren Ursachen zu erkennen, weil nur auf diesem Wege Mittel gefunden werden können, sie zu beseitigen.

Seuilleton.

(Nachdruck verboten.)

Der Grabenhäger.

Roman von Wilhelm von Polenz.

Jahre vergingen und man bekam sich nicht wieder zu sehen. Wenn Erich als Gymnasiast in den Ferienzeiten nach Haus kam, hatte er andere Gedanken im Kopfe, als Zulewits und das Schulzengut. Er vernachlässigte die Leute, von denen er so manche Freundschaft genossen hatte, denn er war nun schon in das Alter gekommen, wo man Standesunterschiede sieht und beachtet. Die Lektürebissen der Mutter Zulewits konnten ihn nicht mehr locken, auf ganz andere Genüsse stand der Sinn des heranwachsenden jungen Mannes. Jetzt bildete das Pantinsche Haus einen Anziehungspunkt für ihn. Dort gab es junge Leute seines Standes. Da war Ulrich, mit dem er sich in den Künsten des Rauchens und Biertrinkens übte und Wanda, in die sterblich verliebt zu sein er sich damals einbildete.

Erst als Erich schon Lieutenant war, betrat er wieder einmal das Schulzengut. Er war auf Urlaub von Berlin herübergekommen und leistete seinem alten Vater Gesellschaft, der es für seine Pflicht hielt, einige Wochen im Jahre auf seinen Besitzungen zuzubringen.

Vater und Sohn genierten sich bei solchen Gelegenheiten gegenseitig, ohne es sich recht eingestehen zu wollen. Das Lebensalter war zu verschieden und auch die Interessen und der Geschmack. Die Fähnrichszeit lag noch nicht lange hinter dem jungen Manne, gerade hatte er angefangen, die Nase in die große Gesellschaft zu stecken.

Verauscht von dem parfümierten Treiben des Salons und auch schon ein wenig blasirt war er in die Heimat zurückgekommen, die ihm in diesem Seelenzustande wenig zu bieten vermochte. Die endlosen Gespräche über Politik, mit denen ihn sein Vater regalierte, waren auch keine Belustigung für den Lieutenant. Davon verstand er nichts und von dem, was jetzt sein ganzes Empfinden und Denken erfüllte: Courmacherei und Liaisons, konnte er wieder seinem Vater nicht gut erzählen. Was blieb ihm also übrig, als sich mit Anstand zu langweilen.

Doch sollte er bald etwas finden, das ihn mehr interessierte als das ganze übrige Grabenhagen zusammen. Zu den Dingen, die sein Vater für korrekt hielt, gehörte auch, daß man Sonntags zur Kirche ging. Da saß nun der frischgebakene Lieutenant neben dem alten Landesdirektor im Kriebowischen Kirchenstuhl und beschäftigte seine Gedanken mit allem anderen mehr als mit Erbauung.

Eines Sonntags sah er da ein Gesicht, das sofort seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahm: eine junge Person, die nicht weit von ihm neben dem Zulewitschen Ehepaar saß. Auch sie hatte schon nach dem herrschaftlichen Stuhle herübergeschickt, und wie bei einer Sünde ertappt, als sich ihr Blick mit dem des Lieutenants kreuzte, die Augen gesenkt.

Es war schwer zu glauben, aber dieses Fräulein in städtischer Tracht, mit hoher Frisur unter modischem Hut, konnte keine andere sein als Gretchen, sein kleiner Spielkamerad von ehemals, die er damals wohl in aller Harmlosigkeit geküßt und seine „Braut“ genannt hatte. — Ob sie daran wohl noch dachte? —

Als er nun des Nachmittags vom Schulzengute her

Musik herüberklingen hörte, und auf seine Fragen erfuhr, daß dort Erntefest gefeiert werde, schien ihm das eine günstige Gelegenheit, die alte Freundschaft, die seit heute morgen erneutes Interesse bekommen hatte, wieder aufzufrischen; mal aus der Nähe zu sehen, was eigentlich aus seiner Jugendfreundin inzwischen für ein Persönchen geworden sei. —

Zum Entsetzen waren eine Menge Menschen auf dem Schulzengut zusammengekommen. Jochen Zulewits beschäftigte zur Sommerszeit eine stattliche Zahl Knechte und Tagelöhner. Auch städtische Verwandte und Freunde der Hausfrau waren erschienen zur „Aufköst“.

Der junge Offizier wurde mit Freuden aufgenommen. Man ließ es ihm nicht entgelten, daß er sich so lange nicht hatte blicken lassen. Mutter Zulewits sah es als keine geringe Ehre an, daß er das Fest mit seiner Gegenwart verschönte.

Sein Auge suchte vor allem die Töchter des Hauses; sie war nicht unter den Tanzenden zu entdecken. Schließlich wandte er sich an die Mutter, fragte, wo das Mädchen sei. Die gute Frau war erstaunt: ja, wo war „Gretchen“? — Den ganzen Nachmittag sei sie dabel gewesen und nun auf einmal verschwunden!

Erich sprach sein Bedauern aus, er hoffe, daß sein Auftreten das Fräulein nicht etwa vertrieben habe. Mutter Zulewits entschuldigte das Benehmen der Tochter so gut sie konnte: ihr „Gretchen“ sei immer noch solch ein lächerlich ängstliches und empfindliches Ding, wie der Herr Lieutenant sie wohl von früher her wohl in Erinnerung habe.

Der junge Herr mußte sich also wohl oder übel haren finden, daß sich diejenige, derentwegen er gekommen war, aus irgend einem ihm unverständlichen Grunde dem